Um nun ein Bild von dem zu erhalten, was sich auf diesem Wege anbahnen kann, mögen uns Zahlen ein wenig helfen. Das Deutsche Reich mit seinen 65 Millionen Einwohnern zählt rund 12 Millionen Haushaltungen, auf fünf Köpfe kommt durchschnittlich eine Familie. Fast der ganze Familienbedarf aber, vor allem was den Lebensunterhalt und auch die Kleidung betrifft, wird von der Frau eingekauft. Alles Geld, was für die Familie aufgewendet wird, geht durch die Hand der Frau. Es kommt also sehr darauf an, wie die Frau wirtschaftet.

Wie groß ist nun die Summe, die im Deutschen Reiche alljährlich von den Frauen verwaltet und ausgegeben wird? Nehmen wir einmal das Durchschnittseinkommen einer Familie mit monatlich 200 M., jährlich 2400 M. an. Nehmen wir hiervon 400 M. auf Miete, so bleiben 1500 bis 2000 M. in den allermeisten Fällen für wirtschaftliche Aufwendungen zur Verfügung der Hausfrau. In zwölf Millionen Haushaltungen hätten wir also zusammen die hübsche runde Summe von etwa 24 Milliarden. Sie dürfte höher sein, da wir ja einen gewiß niedrigen Ansatz zur Grundlage nahmen.

Worauf es aber ankommt, das ist die hierdurch gewiß unbestittene Tatsache, daß dies jährliche Kapital in den Händen der deutschen Hausfrauen, selbst in diesen Zeiten, da wir Milliardenrechnungen gewohnt sind, eine Achtung gebietende Macht ist, die wohl preisdrückend auftreten und, zweckmäßig geleitet, unter Umständen bessere Preise erzwingen kann. Was im Kleinen hie und da schon erreicht worden ist, wird im Großen viel leichter gehen. Wer 24 Milliarden in der Hand hat, wird Kartoffeln, Eier, Milch, Mehl und was er sonst braucht, immer ganz anderen Bedingungen einkaufen, als wer nur über ein paar Mark verfügt: eine große Hausfrauenorganisation kann Widerstände brechen, die heute unüberwindlich scheinen. Die tritt dem Produzenten und Händler als gleichberechtigte, ja unter Umständen stark überlegene Macht gegenüber und bringt, was bisher leider sehr stark vernachlässigt wurde, den ebenso berechtigten Standpunkt des Konsumenten, des Verbrauchers, zur Geltung.

Wir haben ein Beispiel dessen, was sich ohne weiteres erreichen läßt, an den Konsumvereinen. In der Statistik von 1905, die wir augenblicklich zur Hand ist, und die sich leider kaum verschlechtert haben wird, finden wir, daß die sämtlichen etwa 2000 Konsumvereine damals einen jährlichen Verkaufserlös von 250 Millionen Mark erzielten und dabei einen Reingewinn von 25 Millionen, d. h. 10%. Uebertragen wir das Verhältnis auf die 24 Milliarden der jährlichen Hausfrauenausgaben, von denen wir sprachen, so heißt das: die deutschen Hausfrauen würden bei einer gleichen Zusammenfassung nicht weniger als 2,4 Milliarden, 2400 Millionen Mark, erübrigen. Ein Gewinn, der sich lohnte.

Geschäftsleute werden anders denken, wenn sie ihren Vorteil rücksichtslos sprechen lassen. Aber es wird sehr die Frage sein, ob der gegenwärtige Zustand, der viele Familien der übertriebenen Preise wegen zu allzugroßen Einschränkungen zwingt, für den Geschäftsmann wirklich so vorteilhaft ist. Für einzelne vielleicht, für die Gesamtheit keineswegs. Auch liegt noch gar kein Grund vor, anzunehmen, daß die Hausfrauen die soeben ausgerechneten 2,4 Milliarden als Ueberschuß in der Tasche behalten werden. Nach allen Erfahrungen werden sie das Geld auch ausgeben; es gibt überall unerfüllte Wünsche, die bisher zurückstehen mußten, und deren Befriedigung auch dem Gewerbefleiß und dem Handel zugute kommt. Das Ziel darf ja keineswegs das sein, daß die Produzenten und die Konsumenten, zu deutsch: die Erzeuger und die Verbraucher, sich gegenseitig bekämpfen und zu unterdrücken suchen. Beide Teile müssen sich zum Wohle des Ganzen als Glieder eines Körpers fühlen, die zusammengehören und füreinander sorgen. Das erscheint bei den heutigen Verhältnissen fast als ein unerreichbares Ideal, aber es ist doch eigentlich das Natürliche. Jede Verkennung dieses Grundsatzes der Gegenseitigkeit führt zur Unzufriedenheit und bei selbstbewußten Machtfaktoren zum Kriege.

Noch sind unsere Hausfrauen weit entfernt, ihr Gewicht mit Erfolg in die Wagschale werfen zu können. Aber die Anfänge sind vielversprechend. Bis jetzt sind es schon 40 Vereine (darunter 9 in Berlin und Umgegend) mit rund 30 000 Mitgliedern, die sich zusammengeschlossen hatten, und es kommen fortgesetzt neue hinzu.

Was bis jetzt geleistet worden ist, besteht größtenteils in Vorbereitungsarbeit. Ausstellungen wurden veranstaltet, um zu zeigen, wie sich die Frauen den neuen Anforderungen anzupassen haben, in Vorträgen und praktischen Kursen wurde gelehrt, wie man sich mit fleischlosen Tagen abfindet, welcher Ersatz für beschlagnahmte Gegenstände und für mangelnde Zufuhr zu Gebote steht, wie man wirtschaftliche Reparaturen vornehmen kann, mit einem Worte: welches die durch den Krieg neugeschaffene Stellung der Frau als Wirtschaftsführerin sein muß, sowohl bei Anwesenheit des Gatten als auch wenn dieser im Felde steht. Das Volkswirtschaftliche, der Einfluß der organisierten Hausfrau auf die Preisbildung der Lebensmittel und anderer Gegenstände notwendigen Bedarfs muß der Zukunft anheimfallen, wenn die Organisation erst vorgeschritten ist.

Es darf auch dahingestellt bleiben, ob das Gefüge, so wie es sich jetzt entwickelt hat, bestehen bleiben kann. Gewiß wird allerlei im Laufe der Zeit geändert werden. Beispielsweise wird es kaum auf die Dauer erspießlich sein können, daß die Vorsitzende eines solchen großen Verbandes in der Gegend von Lübeck wohnt, die Schriftführerin dagegen in Hamburg, die Kassenverwalterin in Frankfurt, während eine große Zentrale in Berlin arbeitet und das Vereinsblatt in Karlsruhe gedruckt wird. Ein besseres Zusammenarbeiten wird jedenfalls stattfinden, wenn die maßgebenden Personen sich nähergerückt sind. Aber ohne Kinderkrankheiten geht es eben nirgends ab.

Jedenfalls erkennen wir schon jetzt, daß das neue Deutschland nach dem Kriege auch die deutsche Frau wesentlich anders sehen wird. Das untergeordnete Hauswesen, das in der Sorge für die Angehörigen aufging und sonst die Dinge nahm, wie sie kamen, höchstens noch in allgemeiner Menschenliebe Betätigung suchte, wird der praktischen, selbstbewußten Frau Platz gemacht haben, die über die Gesetze der ihr anvertrauten Familie selbst nachdenkt und das Ganze klüglich fördern will, ohne dabei von ihrem weiblichen Wesen etwas zu verlieren. Gerade die Erfahrungen dieses Krieges haben es auf mehr als einem Gebiete gezeigt, daß der alte Weg nicht mehr ausreichte. Nun nur ein Beispiel anzuführen: wir haben es erlebt, daß zu Anfang des Krieges sich weibliche Hilfskräfte massenhaft zu unbezahlten Diensten in der Krankenpflege und sonstiger patriotischer Mitwirkung drängten: die Folge war, daß eine Menge geschulter Kräfte brotlos wurden, während die neuen, unbezahlten Helferinnen auf die Dauer nicht durchhalten konnten. Falsch verstandener Opfermut schadet manchmal mehr, als er nutzt; das Gefühl allein reicht nicht aus, wo der Verstand das erste Wort zu sprechen hat. Das Denken ist eine schwere Kunst, aber wer erst einmal damit einen energischen Anfang gemacht hat, den läßt es nicht wieder los. Der denkende Hausfrau gehört die Zukunft im fortgeschrittenen deutschen Vaterlande.

Butter oder Käse?

Die Regelung der Milchverwertung ist, wie allgemein bekannt, ein ganz besonders schwieriges Gebiet. Während einerseits die Gesamtproduktion an Vollmilch, wenn auch nicht sehr wesentlich, zugenommen ist, stellt die Nachfrage des Volkes ganz besondere Anforderungen nach jeder der verschiedenen möglichen Richtungen der Ausnutzung aller Milchvorräte. Einmal erscheint besonders dringlich der Ruf nach Vollmilch; dann tritt wieder einmal die Butterknappheit besonders in den Vordergrund, und wieder an anderen Stellen macht sich der Mangel an Käse in jeder Form unliebsam bemerkbar. Die besondere Lage der Milchverwertungsmöglichkeiten bringt es nun naturgemäß mit sich, daß man nicht alle diese Wünsche, wie sie gerade auftauchen, in den Vordergrund stellen kann.

Unter diesen Umständen ist es immer bedenklich, wenn Sachverständige, die auf einem der Milchverwertungsgebiete besondere Erfahrung haben, die Bedeutung gerade ihres Spezialgebietes überschätzen und Vorschläge der Oeffentlichkeit unterbreiten, die infolge ihrer einseitigen Berücksichtigung von Sonderfragen andere wichtige Dinge in den Hintergrund stellen und dadurch leicht Verwirrung stiften können.

So hat z. B. in der „Deutschen Wirtschaftszeitung" ein Berliner Unterhändler die Forderung aufgestellt, man solle zugunsten der Butererzeugung die Herstellung von Fettkäse in jeder Form einfach verbieten.

Gegen diese radikale Forderung muß Einspruch erhoben werden. Es sei noch nicht einzusehen, daß ein Wert darauf gelegt, daß es unzulässig ist, eingeführte Nahrungsmittelbestände durch gesetzliche Eingriffe lahm zu legen, wenn nicht eine solche einschneidende Maßregel durch dringende Notwendigkeiten erzwungen wird. Eine solche Notwendigkeit liegt nach dem einstimmigen Urteil aller Hygieniker und Ernährungsphysiologen nicht vor, die ja immer wieder darauf hingewiesen haben, daß der Fettgenuß und damit der Nährwert im deutschen Volke während der letzten Friedenszeit einen unberechtigt großen Umfang angenommen haben.

Es muß im Gegensatz zu der obigen Auffassung vielmehr gerade vom ernährungsphysiologischen Standpunkt aus energisch dieser Bevorzugung widersprochen werden, daß mit der Herstellung von Fettkäse eine „bei den heutigen Verhältnissen nicht angebrachte Fettvergeudung stattfindet." Der größte Teil der hergestellten Fettkäse sind die großen, und in der Volksernährung sehr wichtigen Hartkäse vom Typus der Schweizer, Tilsiter usw. Demgegenüber treten die eher als Luxusprodukte anzusehenden überfetten Käse vom Typus des Camembert zahlenmäßig in den Hintergrund. Diese vollfetten Hartkäse sind nun aber als ein durchaus vollwertiges **vorzügliches Nahrungsmittel** zu betrachten, die außer ihrem reichen Fettgehalt noch sehr viel Eiweiß enthalten und auch heute noch trotz ihres gestiegenen Preises als recht billige Fett- und Eiweißquellen zu betrachten sind. Es ist unerfindlich, wieso bei dem Genuß solcher vollfetten Hartkäse eine Vergeudung von Fett stattfinden soll, da im Gegenteil auch das Fett dieser Käse völlig ausgenützt wird.

Der wichtigste Gegengrund aber gegen die Auffassung des Sachverständigen in der „Deutschen Wirtschaftszeitung" ist der, daß neben dem direkten Genuß von frischer Milch die Bereitung von Vollfettkäse der einzige Weg ist, um den Menschen fast alle wertvollen Bestandteile der Vollmilch zugute kommen zu lassen. Es geht bei dieser Form der Verfütterung bekanntlich nur ein großer Teil des Milchzuckers in die Molke über, ein Verlust, der nicht von sehr schwerwiegender Bedeutung ist. Im Gegensatz dazu bleibt bei der Verbutterung bekanntlich der gesamte Eiweißgehalt der Milch in der Mager- und Buttermilch, und es ist ja leider allgemein bekannt, daß von diesem uns gerade so wichtigen Eiweiß nur ein geringer Teil der menschlichen Ernährung wieder zugute kommt, während ein sehr großer Teil zur Viehfütterung verbraucht wird.

Man muß also vom allgemeinen Standpunkt der Volksernährung heraus im strikten Gegensatz zu der kritisierten Veröffentlichung zur Ansicht kommen, daß die Erzeugung von Vollfettkäse nicht nur nicht eingeschränkt, sondern nach Möglichkeit gefördert werden sollte. Ob der Mensch seinen Fettbedarf in Butter oder in Vollfettkäse deckt, ist eine reine Gewohnheits- und Geschmackssache, und es wäre viel wichtiger, die Hausfrauen darüber aufzuklären, wie verwoll die vollfetten Käse sind, als Maßregeln vorzuschreiben, die praktisch undurchführbar und hygienisch verkehrt sind. Prof. Dr. Oppenheimer.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 5:
„Montenegros Niederlage".

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: „Daheim und draußen", von Else Hofmann,
entfiel auf Lucie Eybert, hier.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	2	5	6	7 4
2	3	3	2				
3	7	5	4	7	5		
4	7	1	3	2			
2	5	6	2				
5	7	6	2				
6	7	5	5	2			
7	6	6	7				
4	7	5					

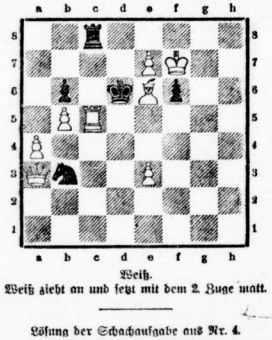
Los vieler tapferer Krieger.
Altes Maß.
Feindliche Hauptstadt.
Schwarzer Vogel.
Schwimmvogel.
Zeichen.
Gefäß.
Vorname.
Fluß in Rußland.

Prämie: Die Wunder des Himmels, von L. L. von Littrow.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von J. v. Dijk.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 4.
Vierzüger von E. Keller.

1. Dc8—h5 1. e2 n. f4D
2. Sd3 n. B+ 2. Ke1—e2+
3. Sf3—e1+ 3. Beliebig.
4. Dh5—e5, Dh5—d1 matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huch, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eliester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 6 | **Halle, Sonntag, den 6. Februar** | **1916**

Nur wem das Herz seine Schwingen lieh,
Sterb' ein zu des Ruhmes Tempel.
Es hat der bloße Verstand noch nie
Einen großen Gedanken geboren.

Bodenstedt.

Schicksal.

Skizze von Adolf Stark.

(Nachdr. verb.)

Schwül und dumpf war die Luft im Unterstand. Unmöglich zu schlafen. Mit einem leisen Fluch sprang Hauptmann Brummel empor, tastete im Dunkeln vorsichtig nach der Decke, um mich nicht zu wecken, und schlüpfte zur Türe hinaus. Aber ich war längst wach oder besser gesagt, ich war überhaupt noch nicht eingeschlafen und nach einer kurzen Weile folgte ich seinem Beispiel. Ein winziges, glühendes Hünchen, die Spitze der Zigarre, welche er sich angesteckt hatte, verriet mir, wo ich ihn zu suchen hatte. Und so lagen wir draußen im Freien, langausgestreckt auf unseren Decken, blieben den Rauch ins Dunkel hinaus und blickten hinauf zum Himmel, von welchem in hellem Glanze die Sterne niederstrahlen, am hellsten in seinem düsterroten Scheine der Regent dieses blutigen Jahres, der Mars. Ich mußte daran denken, wie ich daheim meinem Weibe die Wunder der Gestirnenwelt erklärt, wie oft wir, Seite an Seite geschmiegt, emporgeblickt zum Nachthimmel. Ach, damals war Venus, die leuchtende, mild-silberweißstrahlende, die Regentin.

Nichts öffnet so die Schleusen der Erinnerung, als die Stille der Nacht. Fast ohne es zu wollen, begann ich zu erzählen, von daheim, von meinem Hause am Rande des großen Fichtenwaldes, von meinem Weibe und meinen beiden Jungen, die jetzt wohl längst in ihren Betten lagen und schliefen. Da schlüpft die Mutter auf leisen Sohlen herein, weidet sich an dem Anblick der beiden kleinen Schläfer, haucht einen leisen, ganz leisen Kuß auf die vom Schlafe geröteten Wangen, deckt die kleinen Füßchen sorglich wieder zu, die die Decke fortgestrampelt haben, und schleicht dann wieder ins Schlafzimmer zurück. Da liegt sie mit offenen Augen allein in dem großen Bette und blickt zu demselben Himmel, zu denselben Sternbildern und unsere Sehnsucht treffen einander halben Weges im weiten Raum, wie scheue, aus weiter Ferne gesandte Liebsfunken.

Lange sprach ich so, mehr zu mir selbst, als zu dem andern, dessen Anwesenheit ich fast vergessen hatte. Und dann war lange wieder Schweigen zwischen uns, bis er plötzlich zu sprechen begann, aus dem gleichen unwiderstehlichen Drang nach Mitteilung heraus, der auch mich zum Reden getrieben hatte.

„Sie heißt Eva. So mag der Menschen Urmutter ausgesehen haben, lange vor dem Sündenfall, an jenem Tage, da Gottes Machtwort sie aus des Mannes Rippe schuf: Ein schmales, zartes Kindergesicht, das aus zwei großen, braunen Augen verwundert und schüchtern, beinahe erschrocken in die Welt sah. Das kleine Köpfchen trug sie ganz leicht gebeugt, wie niedergedrückt von der Fülle des schweren braunen Haares, und wenn sie angesprochen wurde, zuckte sie leicht zusammen und errötete.

So war sie damals, als ich sie das erste Mal sah. Soll ich dir die Geschichte unserer Liebe erzählen? Ach, es ist eine ganz, ganz alltägliche Geschichte, ein holdes Wunder für die beiden Menschen, die sie erleben, für die übrige Welt ein Alltagsvorgang, nicht der Rede wert. Ueberhaupt, die ganze Geschichte ist so alltäglich, ein Typus, die alte Geschichte von dem Offizier und dem armen Mädchen, die einander lieben und nicht zusammenkommen können, weil Armut in unserer Zeit viel weiter trennt als die tiefsten, tiefsten Wasser.

Siehst du, wir hätten es ja machen können, wie es viele Kameraden im gleichen Falle machen: warten, jahrelang warten, bis ich es zum Hauptmann gebracht, bis es mir nicht mehr verwehrt gewesen wäre, auch ohne Kaution zu heiraten. Sie wollte es auch, aber ich war damit nicht einverstanden. Ach, wie oft habe ich nicht schon in schlaflosen Nächten immer und immer wieder darüber nachgedacht und mich gefragt: „Wäre es nicht doch besser gewesen, wenn — —"

Ich bin ein schwerblütiger Mensch und denke vielleicht zuviel, will immer jedes Ding von allen Seiten betrachtet, bis in die äußersten Konsequenzen vorbedacht haben, ehe ich mich zu entschließen. Andere sind leichtblütiger und fahren dabei besser. Aber wer kann aus seiner Haut heraus? Ich hatte zuviel derartige Ehen gesehen um jemals darein willigen zu können. Kurz und gut, als sich ihr eine sogenannte gute Partie bot, da war ich selbst es, der ihr zuredete, ja zu sagen. Niemals, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, werde ich den Blick vergessen, mit dem sie mich anblickte, als ich so vernünftig, so grausam vernünftig zu ihr sprach. Kein Zorn lag darin, keine Auflehnung, kein Vorwurf, nichts als Trauer. Ich glaube, dieser Blick hätte alle meine Vernunft in Stücke geschlagen, ich hätte sie in die Arme genommen und ihr die stummen Tränen aus den Augen geküßt und ihr gesagt: „Warten wir, mein Lieb, warten wir", wäre nicht gerade in diesem Augenblick ihre Mutter ins Zimmer getreten. Damit war alles entschieden, ihr Schicksal und meines.

Ob ich sie seitdem wiedergesehen habe? Gewiß, sehr oft, täglich beinahe. Wir wohnen ja in derselben Stadt. Und warum hätte ich sie meiden sollen? Meine Liebe ist viel zu groß, als daß auch nur ein unreiner Gedanke ihr nahegetreten wäre. Uebrigens, sie ist nicht unglücklich. Freilich, auch nicht glücklich. Aber wie viele glückliche Frauen gibt es? Auf hunderttausend Lose entfällt kaum ein Treffer in der Lebenslotterie. Glücklich schon der, welcher mit dem Einsatz herauskommt und nachher nicht ärmer ist als vorher. Und ärmer ist sie nicht, denn sie hat ein Kind, ein Mädchen, das aus denselben großen fragenden Augen in die Welt schaut wie die Mutter. Ihre Ehe ist wie tausend andere: ein Nebeneinander, nicht harmonisch, aber auch ohne grelle Dissonanzen, das Schicksal aller Ehen, bei denen die Liebe des Mannes aus den Augen entspringt, aus den Sinnen und nicht aus dem Herzen.

Du hast mich nicht unterbrochen, hast zugehört und mich nicht gefragt: „Wie, du arm? Wissen wir nicht alle im Regiment, daß du zu den sogenannten reichen Offizieren gehörst?" Du hast die Frage nicht ausgesprochen, aber ich weiß, du hast sie gedacht. Siehst du, Kamerad, das ist eben Schicksalstücke. Betteln war ich, ohne Aussicht auf Erbe von irgendeiner Seite. Und plötzlich, kaum ein Jahr nach ihrer Verheiratung, starben die Kinder meines Oheims, blühende Kinder, in einer Woche an einer tückischen Krankheit. Mein Oheim kann den Schicksalsschlag nicht überwinden, vielleicht auch hat sich sein Geist durch das Unglück umnachtet: wenige Tage darauf greift er zur Pistole, und plötzlich bin ich armer Schlucker wohlhabend, beinahe reich. Ein Jahr zu spät: mehr noch als durch die Tatsache der Eheschließung war sie durch das Kind für immer an den anderen gebunden. Schicksal: wer kann dagegen ankämpfen?"

Stille war es; irgendwo weit hinten pfiff eine Lokomotive, und durch die Wipfel der Bäume ging ein leises Rauschen. Sonst tiefe Stille.

„Du weißt es jetzt", sagte er, „und wenn mir etwas zustoßen sollte — schade darf ich ihr nicht, sie ist ja doch die Frau eines andern, aber du kannst zu ihr gehen und ihr sagen, daß ich nie aufgehört habe, sie zu lieben."

Ich weiß nicht, wie lange Zeit sein jenem Gespräche in der Nacht verstrichen war. Man verliert da draußen das Maß für die Zeit. Aber damals, als die Stille der Nacht den Mund des sonst so Schweigsamen entsiegelt hatte, waren die Tage heiß und die Nächte schwül, auf den Feldern stand das Korn in goldgelben Halmen, und Tausendschön und Vergißmeinnicht blühten am Rande des Bächleins, aus dem wir unser Wasser holten. Als wir ihn aber in die Erde senkten — ihn zugleich mit vier anderen, ein Volltreffer war in die Batterie eingeschlagen —, da pfiff ein kalter Wind über die Stoppelfelder, und die Blumen waren verblüht, und am Morgen zeigte sich am Uferrand des Baches eine ganz, ganz dünne Eisschicht.

Wenige Tage später erhielt ich Heimatsurlaub. Ich wollte den Weg über meines Freundes Heimat nehmen, um sein Vermächtnis zu bestellen. Früher Morgen war es, als der Zug mich dem Ziele zuführte. Auf einer Zwischenstation wurden die ersten Morgenblätter ausgeruft. Ich kaufe mir eine Zeitung, mein Blick fällt auf die letzte Seite; Da steht schwarzumrahmt die Nachricht: Den plötzlich erfolgten Tod ihres Gatten zeigt tiefbetrübt an — — — Und dann ihr Name.

Also frei! Und er, der sie so heiß geliebt, liegt draußen in kühler Erde.

Vergebens fragt der Mensch. Ehern und stumm rollte das Rad des Schicksales weiter, ehern und stumm. Und gibt keine Antwort auf menschliche Fragen.

Gedenktage der Woche.

6. Febr. 1899 † Graf Caprivi, der zweite deutsche Reichskanzler, in Skyren b. Krossen a. O.
1904 Beginn des russisch-japanischen Krieges.

7. Febr. 1812 * Charles Dickens († 1870).
1878 † Papst Pius IX. († 1792).
1915 Beginn der großen Winterschlacht in Masuren.

8. Febr. 1871 † Der Maler Moritz v. Schwind in München († 1804).
1874 † David Friedrich Strauß († 1808).
1909 † Adolf Stöcker in Gries bei Bozen († 1835).

9. Febr. 1789 * Franz Gabelsberger in München († 1849).
1905 † Adolf v. Menzel in Berlin († 1815).

10. Febr. 1901 † Max v. Pettenkofer in München († 1818).

11. Febr. 1813 * Der Dichter Otto Ludwig in Eisfeld († 1865).
1842 * Ludwig Barnay in Pest.
1847 * Thomas Edison in Milan (Ohio).
1906 † Otto Erich Hartleben in Salo († 1864).
1912 † Der Chirurg Lister († 1827).

12. Febr. 1804 † Immanuel Kant in Königsberg († 1724).
1809 * Charles Darwin († 1882).
1834 † Friedrich Schleiermacher († 1768).
1894 † Hans v. Bülow in Kairo († 1830).

Bambo Zambrillo.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Es war ein windiger, regnerischer Herbstabend. Die kleine, weltverlassene Station, auf der ich durch die Tücke des Fahrplanes und meine Sorglosigkeit zwei Stunden festgehalten wurde, lag bereits in den Schatten einer trostlosen Dämmerung, in der die wenigen Signallaternen, die der Wärter eben aufzog, als einzige Sterne erglänzten.

Ich hatte den festen Vorsatz, die unfreiwillige Muße, zu der ich verurteilt war, mit Gleichmut und Würde zu ertragen, glaubte aber, nach einer guten halben Stunde alle Stufen innerer Sammlung und Konzentration durchgekostet zu haben, und wäre herzlich gerne einverstanden gewesen, wenn ich in den nächsten fünf Minuten meine Fahrt hätte fortsetzen können.

Die Luft war feucht und kalt, und fröstelnd betrat ich den kleinen Warteraum, der, von einer trübselig brennenden Lampe erleuchtet, mich mit gähnender Langweile empfing. Eine gelbgestrichene Bank, ein schmutziger Fußboden, große, gelbe Fahrpläne und Verkehrsbestimmungen als zweifelhafter Schmuck an den Wänden bildeten die einzige Ausstattung.

Fahrpläne sind notwendige, löbliche und durchaus zu respektierende Erzeugnisse der Drucker-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191602066/fragment/page=0001

schwarze, aber sie sind eine scheußliche Unterhaltung für einen Fahrgast, der länger als zwei Stunden auf seinen Zug warten soll. Die besten Verbindungen der Anschlußstrecke Besendrückenwegesheim interessieren mich ebensowenig wie die löbliche Bekanntmachung, daß gefundene Gegenstände am Fahrkartenschalter abzugeben seien, und die höfliche Aufforderung, nicht auf den Fußboden zu spucken, vermochte mich ebensowenig zu fesseln.

Ich bin, wenigstens theoretisch, fest überzeugt, daß man einer ungemütlichen Lage am heißen Herd wird, wenn man sie mit der Heiterkeit eines Gemütes erträgt, das auf jeden Widerspruch lächelnd verzichtet. Ich machte also einen Versuch, mich entsprechend einzustellen und überredete mich von neuem, daß die Gelegenheit, eine ungestörte Stunde zu innerer Sammlung gefunden zu haben, einfach köstlich sei, verlor aber, wie ich mit Beschämung gestehen muß, doch ein wenig die Haltung, als ich nach geraumer Weile die Uhr zog und feststellen mußte, daß ich auf dem von mir als exprieslich erkannten Wege kaum fünf Minuten überwunden hatte.

Ich begann mit erzwungenem Lächeln zu pfeifen, summte zur Abwechslung, was mir an Melodien in den Sinn kam, maß den Warteraum mit sorgfältig abgezirkelten Schritten aus, versuchte, die einzige Zeitung, die ich bei mir trug, zum zweiten Male zu lesen, und benahm mich vor mir selbst, als sei die Unterhaltung, die ich genoß, die kostbarste von der Welt.

Als ich abermals die Uhr zog und feststellte, diesen Zustand stiller Freude noch über anderthalb Stunden genießen zu dürfen, fror mir das Lächeln auf den Lippen, und ich verfank in Verzweiflung.

Schließlich gab es eine Unterbrechung.

Das Läutewerk begann zu erklingen. Ein Zug wurde angekündigt. Ich schritt auf den Bahnsteig hinaus. Draußen herrschte dichte Finsternis. Der Himmel lag schwer und düster über der weiten Ebene, und die Kiefern, die am Bahnsteig entlang standen, seufzten mit leise schwankenden Gipfeln in dem feuchten, trägen Winde, der über die Felder strich und die Telegraphendrähte leise singen ließ.

Der Zug kam. Die Laternen der Lokomotive flammten in der rabenschwarzen Nacht auf, wurden größer und heller, und stöhnend und keuchend wälzte sich eine Minute später der Zug auf den Bahnhof und hielt mit scharfem Ruck zu kurzem Aufenthalt.

Es war ein Transport kriegsgefangener Kolonialtruppen aus dem Westen.

Interessiert schritt ich am Zuge entlang. Die meisten Insassen schienen zu schlafen. Nur hier und da zeigte sich ein müdes, gleichgültig und stumpf blickendes Gesicht an einem der Fenster.

Da, der Zug ist bereits wieder in Bewegung und rollt langsam an mir vorüber, wieder in die Dunkelheit hinaus, taucht am Fenster des letzten Wagens das Gesicht eines Sudanesen auf, breit und brutal, ein unverschämtes Lächeln auf den breiten Lippen. Trotz seiner exotischen Fremdheit kommt es mir vor, als hätte ich dieses Gesicht bereits einmal gesehen — — irgendwo, irgendwann . . . .

Es ist nur ein Moment, daß ich den Blick dieser Augen auffange, deren Weiß unheimlich aus dem dunklen Gesicht blitzt — da ist alles bereits wieder in Nacht und Nebel entschwunden.

Ein Erinnern überkommt mich — unklar erst und verworren. Irgendeine Aehnlichkeit ist in diesem Gesicht, die mich nicht losläßt . . .

Und plötzlich weiß ich es: Bambo Zambrillo!

Und mit einem Schlage sind Erinnerungen aus meiner frühesten Kindheit in mir wach geworden, die mehr als dreißig Jahre hinter mir liegen.

Deutlich sehe ich ihn wieder vor mir: das brutale Gesicht, das Leopardenfell auf den nackten Schultern, Speer und Keule in den Fäusten . . .

Es war auf dem Jahrmarkte. Ich war ein Bube von kaum acht Jahren. Der Markt mit seinen bunten, schreienden Farben, der durcheinanderwogenden, sich gegenseitig niederschreienden Musik, dem Gedränge lachender, naschender Menschen, den schreienden Ausrufern von den Schaubuden, den Tricks der Taschenspieler und Neuigkeitskrämer, die an allen Ecken ihre fliegenden Stände aufgeschlagen hatten, wirkte auf mich wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Wunder aus Tausend und einer Nacht.

Lida, die Wundertänzerin", „die Dame ohne Unterleib, die größte Illusion des Jahrhunderts, „das fliegende Wunder am Trapez", die Tierbuden, die Bänkelsänger mit ihren Schauerballaden und Wandbildern, auf denen ein riesiger Zeigestock das gesungene Lied gefühlvoll begleitete — man wußte kaum, wohin man zuerst blicken sollte bei der unerschöpflichen Fülle an Sehenswertem, Nochnichdagewesenem.

Aber das Abenteuerlichste, Schauerlichste barg die Bude des „Bambo Zambrillo". Das Wort stand mit Riesenlettern auf Leinwand gemalt, es schrie, nein es brüllte einem förmlich entgegen: Bambo Zambrillo!

In der Bude hauste er, der furchtbare, zähnefleischende, kettenrasselnde, Kannichen und Hühner verschlingende Bambo Zambrillo, der in der unermüdlich neu beginnenden Vorstellung „in seiner ganzen afrikanischen Wildheit" einem staunenden Publikum vorgeführt wurde — angetan mit dem „kriegerischen Schmuck seiner Rasse", in den „finsteren Urwäldern seiner Heimat eingefangen" und „hier zum ersten Male zur Schau gestellt", „keine Illusion", „keine Täuschung", „keine Dekoration",

Einst.

Von Karl Frank.

Einst werden die Tage sprechen,
Die jetzt so schweigsam sind,
Da noch in tausend Bächen
Das Blut der Kämpfer rinnt —

Einst werden die Nächte künden,
Was jetzt ihr Schoß verhüllt,
Da noch aus tausend Schlünden
Des Krieges Echo brüllt —

Es werden Stimmen uns wecken,
Wie wenn der Wahnsinn spricht,
Es werden Bilder uns schrecken
Mit furchtbarem Angesicht — —

Und dann erst werden wir wissen,
In allen Tiefen durchbebt,
Was wir in den Finsternissen,
Durch die wir gingen, erlebt . . .

(Aus dem „Türmer".)

nein, „ein wirklicher, lebendiger Ureinwohner des heißesten Afrika". Das Leopardenfell, das er auf den Schultern trug und das zu seinem kriegerischen Schmuck gehörte wie die Kette von Zähnen erbeuteter Tiere, die er mit seinem „vergifteten Speer selbst erlegt", wurde von dem Ausrufer herumgezeigt, ein ohrenbetäubender Lärm auf einer Kesselpauke verübt und durch ein Sprachrohr in das dichtgedrängte Publikum hineingeschrien, daß Bambo Zambrillo sogleich durch seinen „Bändiger" vorgeführt werde. Stand dann der Anfang der Vorstellung unwiderruflich bevor, so versehlte Zambrillo nicht, in seinem Käfig im Innern der Bude einen wahrhaften Höllenlärm aufzuführen, mit seinen Ketten zu rasseln und ein heiseres, dumpfes Gebrüll auszustoßen, das ohne Frage eine würzige Einleitung zu seiner Vorführung bildete und die letzten Zuschauer in die Bude sockte.

Erst am letzten Markttage setzte ich es durch, daß ich „die nie wiederkehrende Gelegenheit" benutzen und bei halben Eintrittspreisen den Anblick Zambrillos genießen durfte.

Zambrillo benahm sich so, wie ich es erwartet hatte. Er war ein muskulöser Nigger, phantastisch aufgeputzt und von einer Wildheit, die wirklich sehenswert war. Er führte unter dem Kommando seines Bändigers einen Kriegstanz auf, der in einem wahnsinnigen Herumhüpfen auf der kleinen Bretterbühne bestand, deren schwankende Dielen sich unter seinen Tritten bogen, schwang sein Leopardenfell und seinen Wurfspeer, verschlang ein paar Stücke rohes Fleisch wie ein wildes Tier und fletschte seine Zähne, als sei es eine alte Gewohnheit von ihm, Menschen damit zu zerreißen.

Schließlich ließ er sich nur durch die vorgehaltene Pistole seines Bändigers dazu bewegen, die Vorstellung abzubrechen und sich in seinen Winkel hinter den schmutzigen Seitenvorhängen der Bühne zurückzuziehen, um von dort von neuem mit den Ketten zu rasseln und sein Gebrüll auszustoßen, wenn es Zeit war, neue Zuschauer auf sein Auftreten vorzubereiten.

Sein Bild verfolgte mich bis in den Traum.

Am andern Tage war die Herrlichkeit des Marktes zu Ende. Allenthalben war man beschäftigt, die Buden, die abends vorher noch in Glanz und Flitter erstrahlten, abzubrechen. Langsam schritt ich durch die Budenreihen, um noch einen letzten Blick auf die schwindenden Herrlichkeiten zu werfen. Die Bänkelsänger waren schon fort. Die Karussellpferde lagen übereinandergeschichtet wie eingepökelte Heringe auf den Wagen, die zum Abfahren bereit standen. Die Bude der schönen Lida, der Wundertänzerin, stand nur noch im Gerippe da. Plötzlich fiel mein Blick auf die Bude Bambos. „Wo mögen sie mit ihm geblieben sein?" fragte ich mich. „Ob man ihn schon in seinen eisernen Käfig davongefahren hat?"

Wer ermißt mein Erstaunen, als ich ihn plötzlich selbst sah — ihn, Bambo Zambrillo, eine Shagpfeife im Mundwinkel, in einen schäbigen, blauen Leinwandanzug gesteckt, friedlich und gemütlich, dabei behilflich, seine Bude abzubrechen, im gemächlichsten Gespräch mit seinem „Bändiger", der ihm gestern noch nur mit der Pistole in der Faust entgegenzutreten gewagt hatte . . . .

In meinem Leben hatte ich keine niederschmetterndere Enttäuschung erlebt, als in diesem Augenblick. Das einzige, was ich tun konnte, war, Bambo mit Verachtung zu strafen, ihn auszustreichen aus meinem Gedächtnis . . . .

Und nun tauchte nach mehr als dreißig Jahren sein Bild wieder mit zwingender Gewalt vor mir auf, hervorgelockt durch eine zufällige Aehnlichkeit zwischen dem Bambo Zambrillo von damals und dem kriegsgefangenen Schwarzen von heute.

Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren.

Der Bambo von damals enttäuschte ein illusionswilliges Kind . . . aber die Zambrillos von heute haben den großen Kindern jenseits der Vogesen eine Enttäuschung bereitet, an die sie länger denken werden als ich an Bambo Zambrillo!

Die Geschwister.

Von Hermann Weick.

Klatschend fuhren die beiden Windfangtüren hinter Johannes Behrends zusammen. Er stand im engen Gang, der sich zwischen Tischen durch den weiten Raum des Kaffees wand. Anfänglich sah Johannes nicht ringsum; die Gläser seiner Brille waren von der erhitzten Luft, die hier herrschte, angelaufen. Auch nachher wehrte der dichte, qualmige Rauch über den Tischen einem besseren Erkennen der Dinge. Vielstimmiges Stimmen, Lachen, Geklirr von Gläsern und Tassen kam zum jungen Offizier entgegen, der etwas verwirrt immer noch bei der Türe stand; dieses Treibens ganz ungewohnt. Ich hätte doch nicht hereingehen sollen, dachte er. Ein junger Kellner mit aufgewecktem Gesicht eilte auf ihn zu; höflich wies er dem Leutnant, dessen graue Uniform das Eiserne Kreuz zierte, einen Tisch im hinteren Teil des Saales. Nur ein älterer Herr, hinter seiner Zeitung beinahe unsichtbar, saß noch daran.

Aufatmend ließ sich Johannes Behrends nieder. Er gab dem Kellner seine Bestellung. Dann blickte er, zuerst etwas zag, um sich. Sein junges, vom ständigen Aufenthalt im Freien gebräuntes, mageres Gesicht mit den ausdrucksvollen Zügen nahm eine leichte Schärfe an, als er überall Lachen und frohe Mienen sah und vernahm, wie viele Gäste lustig zu den Klängen der Musik sangen. War dies das Volk, das jetzt seine größte Zeit erlebte, die entscheiden sollte über Sein oder Untergehen? Da Millionen draußen ihr Leben einsetzten im todesschweren Ringen, Tausende dahinstarben, Blut in den geahnten Strömen floß — Glück verging, Trauer kam, noch ohne Ende. . . . waren diese Fröhlichen hier vom deutschen Volk? Das mußte ein anderes Geschlecht sein, das nichts von dem Heldengeist ahnte, der Deutschland in seiner schwersten Stunde erwuchs und beseelte zu höchsten Taten. . . . .

So grübelte der Einsame. Er wußte nicht, daß gerade denen daheim oft ein schreiendes Verlangen sich erhebt, im geräuschvollen Treiben die Sorgen und die Last des tatenlosen Wartens auf Augenblicke zu vergessen. Er hörte nur die singenden Stimmen; ahnte aber nicht, daß die Herzen meist schwer eingen und die Sorge oft sah am Tisch ihr Haupt zwischen die äußerlich Frohen reckte.

Dem allen stand Johannes Behrend fremd gegenüber; in den Geist, in das Leben daheim mußte er sich erst wieder finden. Gestern war er noch am Feind. Kanonendonner und Gebrüll, von Schmerzen und Jubel, klangen überlaut in ihm nach. Heute morgen begann er seinen Urlaub, der zwei Wochen währte. In der ersten Stadt auf deutschem Boden wollte er übernachten, um in der Frühe des morgigen Tages weiter zu reisen bis ans Ende des Reiches; in die Heimat.

Am Abend ging er in der Stadt umher. Er staunte über den ruhigen Verlauf der Dinge, den Frieden, der über Menschen und Land lag. Er stand am Rhein und blickte lange über seine dunklen Wasser hin. Der stolze, deutsche Rhein! Sein Name ward mehr genannt als irgendeiner in dieser Kriegszeit. In den Liedern, die hell und inbrünstig zum Himmel stiegen, seit jenen fieberhaften Augusttagen bis zu dieser Stunde, da Deutschland, immer auch noch vor schweren Kämpfen, doch in unerschütterlichem Siegeslauf war.

Ein Stück Heimatgefühl kam über den Offizier. Damit eine leichte Wehmut, die er sich nicht recht erklären konnte. Aber sie war da; und er wehrte ihr nicht. Als später beim Ertönen der Musik aus dem großen Kaffee in Johannes plötzlich der

Wunsch erstand, noch eine Weile hinzugehen und den Klängen zu lauschen, gab er diesem Verlangen nach, obschon er von der weiten Reise müde war.

Bald aber reute es ihn, daß er nicht gleich in sein Hotel gegangen war. Einzig der Musik wegen war er gekommen; nun spielte die Kapelle, die mitten im Saal auf einem kleinen Podium thronte, ein wertloses, flaches Stück nach dem andern; leichtes Zeug, das nicht nach seinem Sinn war; Operettengeklimper, Gassenlieder, die von der großen Menge mit Behagen aufgenommen wurden.

Ueberlaut klang die erste Violine durch den Raum. Ein schlanker Mensch mit langem schwarzen Haar spielte sie stehend. Sein Körper wiegte affektiert im Takt; die Augen ließ er während des Spieles überlegen durch das Publikum in seiner Nähe wandern, lachend oder lockend. Er hatte ein verlebtes, wenn auch nicht unsympathisches Gesicht; um die Lippen aber lag ein harter Zug, der sich manchmal vertiefte und dann dem Antlitz etwas Grausames gab. Der Geiste neben ihm versagt in Nichts; ein schon ältlicher Mann mit einem bescheidenen Haarkranz um das dicke, ausdruckslose Gesicht. Gleichmäßig ohne Aufregung strich er mit dem Bogen über sein Instrument. Eine Dame saß am Flügel. Ihr brennend rotes Kleid stach hart ab gegen das Schwarz der Fräcke, welche die beiden Herren trugen und den dunklen Glanz des Flügels. Ein Band von gleicher Farbe lag um das dunkelbraune Haar; in bewußter Einfachheit war die Frisur gehalten. Das Gesicht der Dame rief einen zwiespältigen Eindruck hervor; man fühlte sich angezogen und abgestoßen. Das Gesicht war übermäßig schmal; die Stirne hoch. Es ließ sich ahnen, daß die Züge einmal fein, edel gewesen waren. Jetzt aber war eine Schärfe um ein etwas gemeiner Ausdruck in dem Gesicht. Züge, die von Abgründen des Lebens sprachen. Dick lag der Puder auf der dünnen Haut; doch brannten krankhafte rote Flecken durch das Weiß hindurch. Die Augen waren dunkel und durch Farbenstriche auf den Brauenn künstlich größer und tiefer gemacht. Sie blickten meist gleichgültig, auch spöttisch umher. Manchmal lag aber ein Schleier über ihnen, dann schienen sie nach Innen zu schauen und nichts mehr von der Umwelt zu gewahren. In solchen Augenblicken war ein schmerzvoller Zug um die dünnen Lippen; das Weinen eines Kindes, das sich verlassen hat. Ihre Hände wurden dann müde und konnten dem flinken Spiel der andern kaum folgen. Aber ein herrischer Blick des Geigers peitschte sie aus ihren Träumen; ihre Hände greifen mit einer verzerrten Leidenschaft neu in die Tasten.

Johannes Behrend sah nur die beiden Herren; die Dame war seinen Blicken durch den Flügel verborgen; nur das dunkle Band mit dem leuchtenden Haar gewahrte er und die Hände. Er war eine mitmusizierende Stimmung geraten; diese Musik hatte er nun satt. Er beschäftigte den Kellner und wollte gehen. Da begann das Klavier aufs neue. Diesmal allein. Zwei, drei halbblaute Akkorde; seltsam weiche, verschwommene Harmonien. Im Saal wurde es still; die Leute lauschten. Sogar die Kellner gaben sich Mühe, Lärm zu vermeiden. Leise kamen einige Töne; zaghaft, wie einer Frage auf der lichten Stirne. Eine kurze Pause. Neue kamen. Den ersten nachgezogen, stärker schon. Und immer mehr. Wie eine Kinderschar; zuerst gehen die kleinsten, die größeren folgen ihnen. Sie schreiten dahin in einen jungen Morgen voll Sonnenschein. Sie singen froh. Sie spielen, halten sich an den Händen, springen umher, verlieren einander, suchen sich, finden sich wieder zusammen. Ein frohes, scherzhaftes Spiel; Freude und launige Lust, wohin man lauschte . . . .

Kein Laut war sonst in dem weiten Raum. Wahre Kunst, von meisterlicher Hand enthüllt, hatte die Menschen, auch die flachen ergriffen.

Johannes Behrend war entrückt. Er lauschte den Klängen wie etwas Altvertrautem. Sie nahmen den Bann des Krieges von seiner Seele, erweckten das Menschtum, das so lange darben mußte, wieder in ihm. Als grüße ihn das Heimatland in diesem Spiel, so war ihm zumute. Seine Gedanken wanderten heim, in das stille, vornehme Patrizierhaus; zu dem einsamen Vater, der verbittert und menschenscheu in diesem Hause sich vergrub. Verbittert seit jener Nacht, als die Tochter heimlich dem Elternhaus entfloh. Mit einem jungen talentvollen Geiger des Konservatoriums, an dem sie selber studierte. Wild und voller romantischer Gedanken war sie immer gewesen; und gerade darum von jedermann geliebt. Der hatte das Ende geahnt? Die Mutter starb an diesem Leid; der Vater, der anfangs fieberhaft, aber vergebens nach der Fliehenden geforscht, hatte bald die Wihe aufgegeben. Er war ein lebensfroher Mann gewesen; nun aber ward er still und verbissen und mied die Menschen. Johannes hatte es nicht immer leicht in seiner Nähe. Zehn Jahre waren dahin, seitdem der Schwester Lachen und ihr frohes Spiel nicht mehr im Vaterhaus erklungen war. Johannes wußte nun, warum die Klänge des Flügels ihm so vertraut erschienen. Ein Scherzo wars, von Beethoven oder Mozart, das die Schwester einst oft gespielt hatte. Die Erinnerung kam schwer über den Mann; er entriß sich ihr aber gewaltsam. Nicht an das Vergangene denken! Mit frohem Sinn morgen vor den Vater treten, ihm Freude und Ehre in das einsame Leben zu bringen. Was tot war, mußte tot sein!

Das Scherzo war zu Ende. Der laute Beifall tat Johannes wehe. Schrill setzten gleich darauf die Geigen wieder ein. Da ging er rasch dem Ausgang zu.

Ein Operettenwalzer brach den Zauber der echten Kunst. Flüssig rauschten die Akkorde des Flügels zu den Läufen der Geige und des Cello. Die im roten Kleid war aber mit ihren Gedanken ferne; vielleicht noch bei dem Vorhergespielten. Ihre Wangen waren gerötet. Ein schmerzvolles Lächeln lag auf dem Gesicht, das ihm das Geöffnete nahm und etwas Kindliches, Harmloses gab. Ein Geräusch in der Nähe ließ sie auffahren. Sie zuckte erschreckt zusammen. Als sei ein Blitz neben ihr niedergefahren. Das Blut raste ihr zum Herzen; ihre Glieder bebten, und die Zähne schlugen wie im Frost aufeinander.

Im Gang, ein paar Schritte vor ihr, ging ein Offizier; seine Augen, vor denen eine Brille lag, schauten angestrengt zu ihr herüber. Mit einem seltsamen Staunen, prüfend, suchend. Einen Augenblick lang blieb er stehen, seine Augen wurden weit, bekamen einen dunklen Glanz. Dann wurden sie aber leer; gleichgültig, fremd blickten sie nun. Langsam, besinnend, schritt der Offizier der Tür zu.

In dem Weib aber schrie es auf; Johannes! Sie hatte den Bruder erkannt, denn die Jahre hatten ihn kaum verändert. Er aber erkannte sie nicht. Das Leben und die vielen Entbehrungen hatten sie vor der Zeit alt gemacht, sie entstellt, daß er in ihr eine Fremde sah. Eine Erinnerung, eine Aehnlichkeit schien ihn betroffen gemacht zu haben; das war alles. Er erkannte die Schwester nicht mehr. Wild schrie es in ihr auf. Sie wollte emporspringen, ihm nacheilen. Zu ihren Füßen niedersinken und ihm die unerhörte Not ihres verfehlten Lebens sagen. Aber der Stolz, der noch nicht ganz in ihr erloschen war, wehrte ihr. Sie mußte sich vor ihm schämen, in der gemeinen traurigen Lage, in der sie war; verächtlich würde er sich vielleicht von ihr wenden. Er, der Offizier — sie, die Musikantin; die Frau eines Kaffeehausgeigers. Nein, das nicht! Lieber die Ketten weiter schleppen. Gewaltsam riß sie ihre Blicke herum; ihre Lippen biß sie wund, daß sie den Namen, der von ihren Herzen brechen wollte, nicht doch noch hinausschrie. Sie wußte nicht mehr, daß sie spielte; planlos irrten ihre Hände auf den Tasten umher. An den Tischen in der Nähe wurde man aufmerksam; einige Leute traten an das Podium. Ein wütender Blick des Geigers flog zu ihr, sie sah ihn aber mit Augen an, in denen ein wilder, verzehrender Haß glühte. Ein Haß, der den Geiger jäh zusammenzucken ließ. — — —

Johannes Behrend atmete draußen befreit auf. Die kühle Nachtluft umfächelte seine heiße Stirn. Er ging nicht gleich nach Hause; eine ungewöhnliche Erregung war in ihm, der er lauschte. Er erkannte das Scherzo, mit dem die Spielende im Kaffee ihn an die Schwester gemahnt hatte; die irgendwo ihr eigenes Leben führte. Er wehrte den wehmütigen Gedanken nicht. Seine Seele, von der schweren Last der Kriegerpflichten erlöst, wandelte ihre stillen Pfade. Zwei dunkle Augen sah der Einsame vor sich, daß ihm die Gegenwart und Vergangenheit vertraut erschienen. Wo hatte er sie gesehen? Fragen in stiller Nacht. . . Langsam und behäbig kam der Mond hinter den fernen Bergen herausgezogen. Einen warmen, weichen Schein legte er über alles Land. Zu Johannes Füßen rauschte, wie ein vertrautes Lied der Rhein. Ein silbernes Band, das zwischen den nachtdunklen Ufern sich wand, so weit das Auge sah.

Eisenbahnvögel.

Unter den Vogelarten, die sich dem Menschen angeschlossen haben und mit ihm den Aufenthalt an seinen Wohn- und Arbeitsstätten teilen, gibt es eine ganze Anzahl, die eine ausgesprochene Vorliebe für die Eisenbahnen zeigt, und so gern und regelmäßig im Gebiete der Bahnhöfe nistet, daß man sie mit Fug als „Eisenbahnvögel" bezeichnen kann. Die Ursachen dieser Erscheinung, der Rudolf Zimmermann in der bei Theodor Thomas in Leipzig erscheinenden illustrierten Naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Natur" einen fesselnden kleinen Aufsatz widmet, sind mannigfacher Art. Die Wirtschaftsgebäude der Bahnhofsarchitektur bieten den Vögeln günstige und vielfältige Nistgelegenheit; vom Getreidevorrat der Eisenbahnen fallen für sie reichliche Brocken ab, an den freien Bahnhofsanlagen findet sich ein üppiges Insektenleben, das den Vögeln jederzeit bietet, und schließlich genießen die geschützten Gänge der Bahnhöfe bei den Eisenbahnbeamten den wohlwollendsten Schutz und sie haben hier keine zerstörungssüchtigen Nestplünderer zu befürchten, wie auch das tierische Raubzeug die lärmvollen Bahnhöfe fast gänzlich meidet. An der Spitze dieser Eisenbahnvögel ist der Hausrotschwanz zu nennen, den man mir selten einmal auf einem Bahnhofe vermissen wird und dessen anpruchslosen Liedchen man im Frühjahr von den Dachfirsten der freistehenden Stations- und Wirtschaftsgebäude, von den Spitzen der Signalmasten und Telegraphenleitungen herab in die Welt klingen hört; sein anderer Vogel betundet eine so ausgesprochene Vorliebe für hohe, freistehende, weiten Ueberblick gewährende Stellen. Nicht selten sucht der Hausrotschwanz sich zum Nisten die lebhaftesten, verkehrsreichsten Stellen aus, und ohne alle Scheu vor den unausgesetzten ab- und zugehenden Menschen bebrütet dieser im Freien sonst so wenig zugängliche Vogel seine Eier, pflegt er liebevoll und aufmerksam die Jungen. Auch den unbenutzt dastehenden Wagen weiß das Rotschwänzchen Gefallen abzugewinnen; es baut sein Nest darin und wenn ein solcher Wagen dann plötzlich wieder in Betrieb genommen wird, macht es nicht selten auch dessen Fahrten mit. In Gletz z. B. hatte ein Pärchen dieser Art in einem Personenwagen seine Kinderwiege aufgeschlagen und fuhr dann sechsmal am Tage die 14 Kilometer lange Strecke Greiz—Reunmark fröhlich mit.

Ein nicht minder treuer Eisenbahnvogel ist die weiße Bachstelze, die sogar in einer von ihr vordem gemiedenen oder nur vorübergehend besuchten Gegend Brutvogel wird, sobald durch diese Gegend eine Eisenbahn geführt wird. Für Nest baut sie in den aufgestapelten Schienenbahnen, in den Packlagern der Oberbauten und unter den Schienen, wo sie die darüber ratternden und donnernden Züge nicht im geringsten stören. Die im Bereiche der Bahnhöfe stets vorhandenen Entwässerungskanäle, die auch in den trockensten Zeiten noch genügend Wasser enthalten und immer auch Stätten eines nicht armen Insektenlebens sind, geben ihr Gelegenheit zum Baden und zur Nahrungssuche. Gleich dem Rotschwänzchen nistet sie sich auch gern in unbenutzt dastehende Wagen ein, gleich ihm macht es als blinder Passagier deren Fahrten mit. In Rochlitz z. B. legte auf diese Weise ein Bachstelzenpaar breimal täglich die Fahrt auf einer etwa 30 Kilometer langen Strecke zurück. Als dritten Eisenbahnvogel nennt man fast auf jedem Bahnhofe die Haubenlerche an, deren Ausbreitung in Deutschland in vielen Fällen längs der Eisenbahnstrecken erfolgt. In Bautzen hatte ein Pärchen dieses Vogels sein Nest unter einer Weiche angelegt und es war interessant zu beobachten, wie das brütende Weibchen und später auch die Jungen sich immer niederduckten, wenn ein Zug pfeifend vorüberbrauste. Weniger regelmäßig, sondern mehr örtlich ist auf Eisenbahnanlagen der graue Steinschmätzer anzutreffen, der dort, wo Streckenanlagen und andere Oberbauten mit Felsen und Bruchsteinen eingebaut sind, gern in den dabei entstandenen Klüften und Höhlungen sein Nest errichtet. Findet er auf einem Bahnhofe eine ihm zusagende Stelle, so hindert ihn auch der lebhafteste Verkehr nicht am Nisten. Besonderes verdient noch Erwähnung, daß auch die Hecken und lebenden Zäune, die man auf so vielen Bahnhöfen findet und die sich von diesen aus oft auf weite Entfernung längs der Strecken hinziehen, einer großen Anzahl anderer Vögel, wie dem Hänfling, dem Grünfink, dem Goldammer, der Zaun- und der Dornrasmücke, dem rotrückigen Würger, der Amsel und einigen anderen mehr, gern angenommene Nistgelegenheiten bieten.

Aus der Welt der Frau.

Die wirtschaftliche Großmacht der Frau.

Von Else Seyler.

(Nachdruck verboten.)

Neben dem Kampfe, den unsere Hausfrauen gegen die hohen Lebensmittelpreise führen, seien wir die Anfänge zu einer kräftigen Abwehr erstehen. Die Tatsache, daß die Preise trotz guter Ernte, trotz zunehmender Leistungsfähigkeit der Industrie immer mehr steigen, steht nun einmal fest — ebenso fest steht, daß die einzelne Hausfrau dagegen machtlos ist. Die eine Seite, die Produzenten und Händler, haben sich ganz von selbst gefunden, sie halten zusammen; die andere Seite, die Konsumenten, zu denen hauptsächlich die Hausfrauen gehören, kamen bisher nicht zur Geltung. Doch auch erzeugt Gegendruck. Und so ist denn ein Verband deutscher Hausfrauenvereine ins Leben gerufen, dessen Leitung hauptsächlich in Hamburg und Lübeck sitzt, und der in Berlin in Verbindung damit eine Zentralgeschäftsstelle mit einer Musterausstellung am Lützowplatz eingerichtet hat, mit dem Endzweck, auf die Preisbildung der Lebensmittel Einfluß zu gewinnen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191602066/fragment/page=0002